

„Kurz und gut“ (Nordwestradio) am 14.10.13 von Pastoralreferent Christian Adolf, Osnabrück

Zusammen mit einer Freundin will ich die letzten intensiven Sonnenstrahlen genießen und wir verabreden uns spontan auf einen Kaffee in der Innenstadt. Ich bin ein paar Minuten früher dran, suche uns schon mal einen Platz in der Sonne und studiere die Karte. Mein Blick bleibt schon auf der Titelseite hängen: „Der einzige Weg, eine Versuchung los zu werden, ist, ihr nach zu gehen.“ Ich muss den Satz noch einmal lesen und frage mich: Ist das wirklich so? Werde ich eine Versuchung nur los, wenn ich ihr nachgebe?

Versuchungen gibt es für mich viele im Alltag: Die vielen Geschäfte mit ihren scheinbar so verlockenden Angeboten, mein Smartphone, das zum ständigen Begleiter geworden ist oder auch Süßwaren, die ich am besten erst gar nicht im Haus habe.

„Der einzige Weg, eine Versuchung los zu werden, ist, ihr nach zu gehen.“ Was wäre eigentlich, wenn ich diesen Satz ernst nähme und allen Versuchungen nachginge, wenn ich mich all meinen Gelüsten und den vielfältigen Verlockungen ausliefern würde? Ich wäre wahrscheinlich nicht mehr Herr meiner selbst und würde mein Geld für sinnlose Dinge ausgeben. Stattdessen frage ich mich dann immer: Brauche ich das wirklich? Ist es wirklich so wichtig für mein Leben? Spätestens hier trennt sich die Spreu vom Weizen und ich muss mir häufig selbst eingestehen, dass ich dieses oder jenes nicht unbedingt kaufen muss oder dass mein Smartphone durchaus eine kleine Sendepause verträgt.

„Der einzige Weg, eine Versuchung los zu werden, ist, ihr nach zu gehen.“ Mir kommt die biblische Erzählung in den Kopf, in der Jesus sich in die Wüste zurückzieht und vom Teufel in Versuchung geführt wird (Mt 4,1-11). Er will Jesus alle Macht geben und ihm alle Reiche der Welt zu Füßen legen, wenn Jesus nur die Macht des Teufels anerkennt. Aber Jesus gibt den Versuchungen des Teufels nicht nach, obwohl sie ihm Anerkennung, Macht und Besitz bringen könnten. Jesus macht sich nicht abhängig von den Versprechen des Teufels und behält so seine Freiheit.

Als meine Freundin schließlich da ist, sprechen wir noch kurz über den Satz auf der Karte, bevor wir gemeinsam beschließen, in diesem Fall der Versuchung nachzugeben und das Kuchenbuffet zu stürmen. Und doch ist es ein gutes Gefühl entscheiden zu können, welcher Versuchung man nachgeben will und welcher eben nicht. Nicht jede Versuchung ist es wert, dass man ihr nachgeht.

„Kurz und gut“ (Nordwestradio) am 15.10.13 von Pastoralreferent Christian Adolf, Osnabrück

„Gott und ich – wir zusammen sind immer die Mehrheit!“ Ich lese diesen Satz in einem Kalender am 15. Oktober und gerate ins Schwärmen. Für mich klingt dieser Satz sehr kraftvoll und optimistisch: Egal, wer oder was mir im Alltag begegnet: Mit Gott an meiner Seite kann mir eigentlich nichts passieren. Wer so etwas sagt, muss sich seines Glaubens schon sehr sicher sein.

„Gott und ich – wir zusammen sind immer die Mehrheit!“ Dieses starke und hoffnungsvolle Zitat stammt von Theresa von Avila, deren Gedenktag die katholische Kirche heute begeht. Theresa wird 1515 in Spanien als drittes von zehn Kindern geboren. Sie gilt als wissbegieriges, temperamentvolles und fröhliches Kind. Mit zwanzig Jahren entschließt sie sich zum Eintritt in den Karmelitenorden. Ihr Leben ist wesentlich von Krankheiten, Krisen und von der Suche geprägt. Sie sucht nach ihrem persönlichen Glaubens- und Lebensweg und wird in dieser Suche schließlich auch zu Begründerin eines eigenen Ordenszweiges.

„Gott und ich – wir zusammen sind immer die Mehrheit!“ Für Theresa ist dieser Gott nicht eine ferne, hohe Macht, sondern sie orientiert sich vielmehr am Menschen Jesus, zu dem sie eine tiefe Freundschaft zu pflegen versucht. Insofern bedeutet Gebet für sie auch nicht zuerst das Sprechen von Worten, sondern das „Verweilen bei einem Freund, der uns liebt.“ Bei Gott zu verweilen, wie bei einem Freund, der uns liebt: Das mag beim ersten Hören ungewöhnlich klingen. Dennoch steckt dahinter eine ganz andere Art von Beziehung. Wenn ich an meine Freunde denke, dann sind das Menschen, denen ich blind vertraue, mit denen ich über alles sprechen kann und dir mir schon an der Nasenspitze ansehen, was in mir vorgeht, was ich denke und ob es mir gerade gut geht.

Gott als Freund zu sehen, bei dem ich verweile, das fällt mir nicht immer leicht. Schließlich gibt es in der Welt viele Dinge, Ereignisse und Fragen, die Gott eher als den Fernen und Unergründlichen dastehen lassen. Wenn Theresa von Gott als Freund spricht, so schafft dieses Bild eine große Vertrautheit und Nähe. Gott steht nicht außen vor, sondern ist Bestandteil meines alltäglichen Lebens. Ich werde heute einmal versuchen, meinen Alltag ausgehend von diesem Bild zu bestreiten: Gott ist ein Freund, bei dem ich verweilen darf. Und vielleicht mache ich ja die Erfahrung, die Theresa beschreibt: „Gott und ich – wir zusammen sind immer die Mehrheit!“ Oder wie sie es an anderer Stelle formuliert: „Wer Gott hat, dem fehlt nichts: Gott allein genügt.“

„Kurz und gut“ (Nordwestradio) am 16.10.13 von Pastoralreferent Christian Adolf, Osnabrück

Ende September war es wieder so weit: Die sogenannten Besinnungstage für die Schülerinnen und Schüler des elften Jahrgangs an unserer Schule standen an. Wie immer gab es verschiedene Angebote, zwischen denen die jungen Leute wählen konnten. Eine Gruppe fuhr in dieser Woche nach Taize, eine andere Gruppe ging wandern, verschiedene andere Gruppen besuchten Ordenshäuser und Klöster.

Ich selbst fuhr mit einer Gruppe von 20 jungen Leuten in ein Kloster. Beim Vortreffen wurde schnell deutlich, woran die Schülerinnen und Schüler beim Stichwort „Besinnungstage“ dachten. Tage im Kloster bedeuteten für sie Beten, Schweigen, in der Bibel lesen und einfache Unterbringung. Dementsprechend begeistert und motiviert zeigte sich die Gruppe, als es dann endlich losging. Hinzu kam, dass das Kloster etwas abgeschieden lag, so dass es um den Empfang für Handys nicht besonders gut bestellt war. Die Stimmung näherte sich dem Tiefpunkt. Fragen wurden laut: Was soll ich hier überhaupt? Was hat das für einen Sinn?

Am Ende der Woche zeigte sich im Rückblick der Schüler ein ganz anderes Bild. Sie formulierten Sätze wie: „Endlich hatte ich mal Zeit und Ruhe, um nachzudenken.“ Oder: „Ich weiß jetzt, was mir wichtig ist.“ Oder: „Mir sind hier Dinge klar geworden, die mir vorher nicht so bewusst waren.“

Was war passiert? Die Schüler haben das Kloster und die Besinnungstage von einer anderen Seite kennen gelernt. Zugegeben, der Einstieg in die Woche war nicht ganz einfach, aber irgendwann hatten sich die Schülerinnen und Schüler an dieses ganz andere Leben im Kloster, an die festen Rhythmen von Mahlzeiten und Gebetszeiten gewöhnt. Sie lernten die Patres und Brüder kennen, erfuhren von deren Leben und deren Motivation, ins Kloster einzutreten. Sie erlebten über die Tage ein Programm, das mit ihnen und ihrem Leben zu tun hatte: Was ist mir wichtig? Was prägt mich? Wie stelle ich mir meine Zukunft vor? Gibt es Dinge, die mir mit Blick auf die Zukunft auch Angst machen?

Die jungen Leute machten die Erfahrung, dass der Alltag auch ganz anders strukturiert sein kann. Fernab des alltäglichen Trubels von Schule, Freunden, Hobbys und sozialen Netzwerken, fernab der normalen Anforderungen wurden diese Tage als so ganz anders empfunden. Damit ist auch die Antwort geliefert auf die Frage, was diese Besinnungstage für einen Sinn haben: Heraustreten aus dem gewöhnlichen Alltag, Zeit haben, nachdenken können, persönliche Fragen klären und dabei natürlich auch beten und biblische Impulse bedenken.

Schon jetzt steht fest: Auch im nächsten Jahr wird es diese Besinnungstage wieder geben.

„Kurz und gut“ (Nordwestradio) am 17.10.13 von Pastoralreferent Christian Adolf, Osnabrück

„Muss nur noch kurz die Welt retten...“ – Wahrscheinlich haben Sie diesen Song von Tim Bendzko auch schon einmal gehört. Er beschreibt die Situation eines Menschen, der sich nicht von seinem Computer lösen kann, weil gerade wirklich Wichtiges zu tun ist. Was hier im Liedtext vielleicht humorvoll und mit einem Augenzwinkern gemeint ist, gibt es natürlich wirklich: Menschen, die mit allem Ehrgeiz und mit größtem persönlichen Einsatz versuchen, die Welt zu retten. Sie arbeiten bis zum Umfallen, opfern sich für dieses oder jenes auf und gehen dabei nicht selten bis an die Grenzen ihrer Kräfte. Ich frage mich dann: Was ist der Preis? Was nützt es, wenn ich für meinen Job, für meine Karriere alles aufs Spiel setze: Meine Familie, meine Freunde, meine Gesundheit? Nicht, dass wir uns falsch verstehen: Ich mag engagierte Menschen und halte mich selbst auch für jemanden, der sich zuverlässig und mit viel Herzblut für bestimmte Dinge einsetzen mag. Schließlich wäre unsere Gesellschaft ohne das vielfältige ehrenamtliche Engagement der unterschiedlichsten Menschen gar nicht denkbar. Dennoch glaube ich, dass mein Engagement eine gesunde Balance braucht. Der jüdische Philosoph Martin Buber hat das, wie ich finde, sehr schön zum Ausdruck gebracht. Er schreibt: „Es kommt auf dich an, aber es hängt nicht von dir ab.“

Hier wird deutlich, worum es geht: Mein Engagement für die Arbeit, für die Gesellschaft, für den Verein, für die Familie, für die gute Sache ist wichtig und notwendig. Und trotzdem soll und kann ich nicht so tun, als ob alles von mir und meinen Ideen und Gedanken abhängt. Die Motivation meines Engagements wird hier hinterfragt: Warum setze ich mich ein? Aus Interesse oder aus Eitelkeit? Weil ich das Gefühl habe, dass es ohne mich eh nicht läuft? Oder weil ich mich beweisen will und muss?

„Es kommt auf dich an, aber es hängt nicht von dir ab.“ – Bei allem, was ich tue, ist es gut zu wissen, dass ich meinen Beitrag leisten kann und soll. Martin Bubers Satz ist sicherlich kein Freifahrtschein dafür, dass ich mich entspannt zurücklehne und die anderen machen lasse. Dennoch darf und soll ich dabei gelassen bleiben: Von mir hängt nicht das Schicksal dieser Welt ab und ich werde sie schon gar nicht retten können. Es kommt eben auf mich an, aber es hängt nicht von mir ab!

"Kurz und gut" (Nordwestradio) am 18.10.13 von Pastoralreferent Christian Adolf, Osnabrück

"Die Endlichkeit des Menschen" - Unter dieser Überschrift steht eine Unterrichtsreihe, die ich mit den Schülern der zehnten Klasse im Religionsunterricht mache. Ein spannendes Thema, das alle herausfordert. Was kommt nach dem Tod? Was passiert eigentlich, wenn ein Mensch stirbt? Worauf hoffen wir nach dem Tod? Die jungen Leute haben viele Fragen und sie berichten immer wieder auch von ihren Erfahrungen mit dem Tod: Von Freunden oder Großeltern, die gestorben sind. Und sie formulieren ganz klar, wie sie einmal sterben wollen, nämlich möglichst nicht allein.

Die Realität sieht manchmal anders aus. Ein alter Mann stirbt und niemand vermisst ihn. Nachlassverwalter, Trödelhändler und Bestatter wickeln nüchtern ein Menschenleben ab. Immer mehr Menschen werden anonym bestattet. Das mögen nur gegenwärtige Trends sein. Ich glaube jedoch, dass sich daran auch ablesen lässt, wie eine Gesellschaft mit dem Tod und den verstorbenen Menschen umgeht. Für den Tod ist im Leben unserer Gesellschaft nur wenig Platz. Er gehört irgendwie nicht dazu, passt nicht zu unserem Lebenskonzept, das von Jugend, Schönheit und Unbeschwertheit geprägt ist.

Mit den Schülerinnen und Schülern besuche ich im Rahmen der Unterrichtsreihe ein Hospiz. Wir treffen auf Angestellte, aber auch auf "Gäste", wie die Einrichtung die Sterbenden nennt. Schnell merken alle: Hier ist Sterben etwas total Normales und gehört zum Alltag - und trotzdem wird viel gelacht und es herrscht eine gelöste Stimmung. "Hier muss sich keiner mehr hinter einer Maske verstecken. Alle wissen, warum wir hier sind", formuliert ein Gast seine Gedanken. Die Schüler sind verblüfft und gleichzeitig positiv überrascht, wie offen, ehrlich und direkt hier mit dem Tod umgegangen wird. Der Tod ist

Teil des Lebens, das wird hier deutlich. Und es wird alles dafür getan, dass es für den Gast, für seine Familie und Freunde eine gute letzte Lebensphase wird. Sterben in Würde und in Begleitung, das soll hier möglich sein.

Die Schülerinnen und Schüler erzählen bis heute von dieser Erfahrung, vor allem davon, dass sie spüren konnten, dass Menschen hier nicht isoliert, anonym und würdelos sterben. Sie haben einen anderen Umgang mit Sterben und Tod erlebt. Eine wichtige Erfahrung, wie ich finde, gerade mit Blick auf die gegenwärtigen Tendenzen in unserer Gesellschaft.

"Kurz und gut" (Nordwestradio) am 19.10.13 von Pastoralreferent Christian Adolf, Osnabrück

Warum? Diese Frage stellen Kinder mit großer Vorliebe. Sie wollen wissen, warum die Dinge so sind, wie sie sind: Warum ist der Mond mal rund und mal nur eine schmale Sichel? Warum fallen im Herbst die Blätter vom Baum? Warum wird es jetzt schon so früh dunkel?

Warum ist das so? Kinder wollen wissen und verstehen, warum die Welt so ist, wie sie ist. Dahinter steckt eine kindliche Neugier und die Frage nach den großen Zusammenhängen. Ich muss zugeben: Manchmal wünsche ich mir auch als Erwachsener diese Neugier, dieses Verstehen-Wollen. Im Vergleich zu den Kindern bin ich mittlerweile doch recht abgeklärt. Ich nehme die Dinge meist, wie sie eben sind, ohne sie groß infrage zu stellen. Warum eigentlich? Bin ich nicht mehr neugierig? Will ich nicht mehr nach den großen Zusammenhängen fragen? Habe ich mich mit der Welt abgefunden, wie sie ist?

Mir fallen aber auch Ereignisse ein, wo ich zu fragen beginne. Ich lese in der Zeitung von einem Verkehrsunfall, bei dem vier junge Leute im Alter von 18 Jahren tödlich verunglücken. Ich bekomme mit, wie eine junge Mutter aus der Nachbarschaft wiederholt an Krebs erkrankt, mittlerweile scheint es keine Perspektive für eine Heilung zu geben.

Spätestens hier keimt die Frage nach dem "Warum?" in mir auf. Diese Ereignisse sind für mich unbegreiflich und wirken völlig sinnlos. Die Antwort auf dieses "Warum?" wird nicht einfacher, wenn dann auch noch Gott ins Spiel kommt, von dem Christen glauben, dass er der Schöpfer und Bewahrer allen Lebens ist. Wie kann dieser Gott zusehen, wenn Menschen leiden oder sterben?

Eine einfache und überzeugende Antwort auf diese Frage wird es nicht geben. Theologen und Kirchenlehrer aller Zeiten haben für dieses "Warum?" immer wieder plausible Erklärungen gesucht, leider mit mäßigem Erfolg. Natürlich sind wir Menschen frei in dem, was wir tun oder nicht tun, können Gott also nicht für alles verantwortlich machen. Dennoch ist diese Spannung schwer auszuhalten: Auf der einen Seite ein Gott, der das Gute und das Leben der Menschen will. Auf der anderen Seite die Erfahrung von Leid, Tod und Elend überall auf der Welt.

Warum also das alles? Es gibt auch aus christlicher Perspektive keine klare Antwort darauf. Es bleibt nur das Vertrauen darauf, dass Gott alles Unvollkommene, Bruchstückhafte und Leidvolle eines Tages zu einem guten Ende führen wird.

Und warum soll ich darauf vertrauen? Weil dieser Gott parteiisch ist und auf der Seite derer steht, die leiden und scheinbar keine Hoffnung haben. Das hat er in seinem Sohn Jesus Christus eindrücklich unter Beweis gestellt, der sagt: "Nicht die Gesunden brauchen den Arzt, sondern die Kranken" (Mt 9,12).